

Importhaus E. Preuss

Wehrhahn 2 **Düsseldorf** Wehrhahn 2
Parterre und 1. Etage.



Rheinlands grösstes Haus der Branche.

Grösste Auswahl in Persischen, Türkischen Teppichen,
sowie sämtliche nur beste Qualitäten des Inlandes.



Läuferstoffe

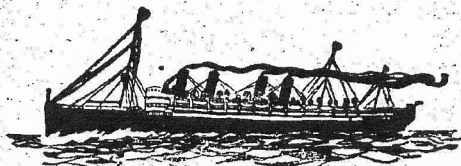
in allen Breiten für Marmorstufen und Treppenhäuser.



Dipandecken, Tischdecken, Portieren zu konkurrenzlos billigen Preisen.

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Schnell- und
Postdampfer-



Verbindungen
nach:

Amerika, Ostasien, Australien, Afrika, Italien und Aegypten.
Auskunft und Fahrkarten im

Reisebureau Emil Meyer

Wilhelmplatz 9, am Hauptbahnhof Telefon 7851.

Agentur der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft.

MASKEN

WOCHENSCHRIFT DES
DÜSSELDORFER
SCHAUSPIELHAUSES

—•• JNHALT ••—

Die Tragödie der Liebe. Von Wilhelm Schmidtbonn.
— Moderne Thespiskarren. Von Kurt Küchler. —
Von alter und neuer Verskunst. Von Paul Vois.
— Münchener Theater. Von Rudolf von Delius. —

28. Oktober 1907.

Zu beziehen durch Müllern & Lehneking, Buchhandlung, Düsseldorf oder das Sekretariat des Schauspielhauses, Düsseldorf.

Die Tragödie der Liebe.*)

Vieles ist der Gunnar Heibergschen Dichtung vorzuwerfen, wenn man einer gefehmäßig starren Bühnenform ein unbedingtes Recht zuerkennen will: Man ist von einigen Seiten heute dabei, alle Bretterdichtung in dem Spiegel eines solchen Formgesetzes zu sehen — eifriger, als für die lebendige Kunst auf die Dauer gut ist. Man will Shakespeare damit erniedrigen, daß man ihm vorwirft: seine Stücke sind schlecht gebaute Stücke, Spiel und Gegenspiel greifen nicht ineinander ein wie die Zähne gewaltiger Räder, das Ziel ist plötzlich verschoben, der Weg dahin unnötig gewunden und unnötig Aufenthalt bringend. Man vergißt dabei, daß Shakespeare durchaus von der Gewalt seiner Charaktere ergriffen und beherrscht ist, daß es ihm mehr Bedürfnis ist, seine Menschen bis in den letzten Winkel ihrer Seele zu verfolgen, bis zu der letzten, schwer sich aufräffenden Tat ihrer Leidenschaft zu treiben, als zu zeigen, wie Tat auf Tat aus äußerem, außerhalb der

* Die Aufführung am Düsseldorfer Schauspielhaus findet am 31. Oktober vor den Mitgliedern der Ipsenvereinsung statt. Einen Bericht über die Aufführung vor der Literarischen Gesellschaft in Dresden bringt die nächste Nummer.

das stetig wachsende Repertoire, nur routinierte Souffleur-
nachsprecher großgezogen werden."

So steht auch dem neugegründeten Märktischen Wander-
theater ein schöner, nach vielen Richtungen hin ausgedehnter
Wirkungskreis bevor: Der Theatrische lebt in moderner
Form wieder auf, nicht mehr, um heruntergekommene hungernde
Komödianten von Ort zu Ort zu tragen, sondern um Träger
von Kunstwerken ins Land zu schicken, die, in ihrer Art
Volksbildner, Licht hineintragen sollen in das Dunkel länd-
licher Kultur, in den niedersten Schichten den Sinn wecken
wollen für das Gute und Schöne.



Von alter und neuer Verskunst.

Man staunt über die Fülle der Bücher, die sich immer wieder
in kurzer Zeit auf dem Schreibtisch aufstauen, und man ist
in Verlegenheit, wenn man eine engere Auswahl des Lesenswerten
wagen soll. Vor Allen ist natürlich Richard Dehmel anzumerken,
von dessen gesammelten Werken (S. Fischer-Berlin) nun
auch der II. und III. Band vorliegen: „Über die Liebe“ und
„Weib und Welt“. Es sind die alten Titel; aber wie anders
sieht es in den Registern aus. Man muß einmal die ersten
Auflagen vornehmen, um sich durch Vergleichung mit den
Neuausgaben ein Bild der phänomenalen menschlichen und
künstlerischen Entfaltung dieses Dichters zu verschaffen. Es
ist überwältigend, durch welche Hölle er, ein neuer Dante,
gewandert, und von welchen Himmels Gipfeln er Ausschau
gehalten. Mit immer größerer Ehrfurcht lernt man zu ihm
emporstaunen, je mehr man sich in sein Werk versenkt, in dieses
Werk eines Jahrhundertgeistes, vor das man das Wort
C. F. Meyers schreiben kann:

„Je schwerer sich ein Mensch befreit,

Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.“

Er gehört zu denjenigen, von denen man weniger das ein-
zelne Werk als die Gesamtheit des Geleisteten in Betracht
ziehen muß. Es giebt wohl noch genug Leute, die er bestreuet,

die sich nicht in seiner Persönlichkeit zurechtfinden. Aber es
giebt ihrer auch schon genug, die auf Richard Dehmel als auf
ihren Erlöser und Befreier blicken, und vor allem nennen sie
voll Dankbarkeit jenes „Chemanns- und Menschenbuch“, das
1892 erschien: „Über die Liebe“. In seiner neuen Anordnung zeigt
gerade dieser Band einen durchaus veränderten Charakter. Der köst-
liche „Hamburger Lasterbrief“ ist fortgefallen; sodann die ethische
Burleske „Die beiden Schwestern“, die einst von M. G. Conrads
„Gesellschaft“ preisgekrönt wurde; und manches Andere. Vor
allem aber sind die „Verwandlungen der Venus“ ausgeschieden.
Sie haben sich dem Dichter im Laufe seiner Entwicklung zum
einheitlichen Ganzen gerundet und werden im September als
IV. Band der Werke erscheinen. Die aufrichtigen Verehrer des
Dichters haben das größte Interesse am regen Fortschritt der
Gesamt-Ausgabe. Erst nach deren Vollendung dürfte manchem
Zeitgenossen die überragende Bedeutung dieses rastlos vor-
wärtsdringenden Geistes aufgehen. Und der Dichter selber, von
dem übrigens in dieser Saison am Mannheimer Hoftheater
ein Trauerspiel „Fiskebuche“ aufgeführt wird, wird befreit und
zu neuen Wegen gestärkt aufschauen, wenn er seinen bisherigen
Aufstieg endgültig gebucht sieht.

Eine, in der Mitte des Lebensweges unternommene Gesamt-
ausgabe bedeutet für einen ernst strebenden Dichter wohl so
etwas wie einen notwendigen Markstein. Wenigstens ist es
bei dem schon vierzigjährigen Dehmel so. Aber auch der knapp
dreißigjährige Hugo von Hofmannsthal beginnt bereits
zu „sammeln.“ Bei S. Fischer, Berlin erscheinen die prosaischen
Schriften in 4 Bänden, und im Insel-Verlag zu Leipzig legt
er die Gedichte gesammelt auf, nachdem vor einigen Monaten
ebendasselbst ein Band kleinerer Dramen erschien. Ich frage
mich oft, ob diesem Boris, wie er sich ehemals nannte, ein
anderer Nachruhm als der eines überbildeten Sprachkünstlers
und -künstlers beschieden sein mag. Sein menschlicher Inhalt
ist doch gar zu dürftig. Ein Paar Gedichte, und dann die
kleinen Stücke: „Gestern“, „Tor und Tod“, „Douma Dianora“,
„Tod des Tizian“: das ist der ganze Hofmannsthal, den man
lieb haben kann. Auch in seinen Aufsätzen ist er manchmal
entzündend, trotzdem ein Essay mehr Gerippe verlangt, als
diese prosa-lyrischen Rhapsodien aufweisen können. Da haben
die Wiener einen andern: den Leopold Andrian, der aber

nur ein einziges schmales Büchlein und einige, in den „Blättern für die Kunst“ gedruckte Verse geschrieben hat. Jenes Büchlein: „Der Garten der Erkenntnis“ (S. Fischer Berlin) erzählt von der Lebensohnmacht und Lebenssehnsucht eines jungen, anämischen Prinzen. Andrians Novelle ist bezeichnend für die Jung-Wiener-Generation, der auch Hofmannsthal angehört. Dieses Werkchen wird später einmal auferstehen wie jenes Dokument der Romantik: Wadenroders „Herzensergießungen“. Auch Hofmannsthal würde einmal mit ganz andern Augen betrachtet werden, wenn er uns den Anblick des krampfhaften Sichaufrückens, welches uns seine großen Dramen zeigen, erspart hätte; wenn er dort geendigt hätte, wo Leopold Andrian stehen geblieben ist. Mit seinem Fortgang beweist er nur, daß das raffinierteste Alexandrinertum dem Dichter keinen Grad des Notwendigsten, des Menschlichen, ersetzen kann. Einen viel glücklicheren, tieferen Seelengehalt haben jedenfalls die Verse eines, Hofmannsthal in mancher Hinsicht Verwandten: Leo Greiners („Das Tagebuch“, München, Georg Müller.) In Greiner steckt eine viel intensivere menschliche Erlebnis-Fähigkeit als in Hofmannsthal, der uns am nächsten ist, wenn er in den leise rieselnden Versen der „Ballade des äußeren Lebens“ oder in dem merkwürdig faszinierenden „Brief“ des Lord Chandos dem bangen Stäunen vor der rätselhaften Verschllossenheit und Unsagbarkeit des Lebens einen zart schwingenden Ausdruck sucht.

Schließlich findet man selbst bei dem verrufensten Versifager ein Paar nachzitternde Klänge. Wer ist wohl übler beleumundet als der Herr Christian von Hofmannswaldau, dieser gewandte Bedichter von künstlerisch und menschlich Unerlebtem! Felix Paul Greve versucht es trotzdem, seinen aufgedunsenen Reichtum noch einmal künstlich zu beleben (Insel-Verlag). Aber der so wohlbeleibte Herr Hofmannswaldau ist bei dieser Prozedur arg zusammengefallen. Ungefähr 30 Seiten hat der Herausgeber ausgelesen. Die übergroße Mehrzahl der Verse, und wahrscheinlich gerade die einstmals beliebtesten, mußten geopfert werden. Sie waren doch schon gar zu sehr vermodert. Sonst aber wirken, wenn man sie mit einigem historischen Interesse betrachtet, Hofmannswaldau und seine würdigen Zeitgenossen mit der manierten Gespreiztheit ihrer Bewegungen wahrhaft belustigend. Eigentlich muß man sich

wundern, daß unsere Zeit, die am Maskensput verblühenen, urgroßväterlicher Kostüme so viel Vergnügen findet, sich die galanten Herren der deutschen Barockzeit nicht früher angesehen hat. Franz Blei, der so sachkundig und reizend über amouröse Dinge zu plaudern weiß, und der auch des geübten Klüffers Johannes Secundus Gedichte in's Deutsche übertrug (Insel-Verlag), ist jedenfalls ein auf heimlichen Wegen und Abwegen erfahrener Führer durch das wunderbar schönste und verstügte „Lustwäldchen“ jener Tage. Unter diesem Titel „Lustwäldchen“ ließ er soeben bei Hans von Weber in München ein ganz entzückendes Bändchen nichts weniger als sinnig-minniger, erotischer Reimereien der Herren Weise, Vohenstein, Hofmannswaldau, Neukirch, u. s. w. bis zu Günther hinauf, erscheinen. Kulturhistorisch ist diese Anthologie sehr wertvoll für das Studium einer Epoche, deren Lage Geschlechtsmoral recht drastisch gegen den Ernst, den wir diesen Dingen entgegenbringen, absticht. Sonst aber sind die Stücke außerordentlich pläsiertlich zu lesen, besonders durch den Kontrast der oft stelzengängerischen Ausdrucksweise zu der „Gewagtheit“ und Lüsterheit der Motive. Constantin Samoff hat dem Werkchen eine wundervoll charakteristische Titelzeichnung gegeben.

Wie aber findet man eine Brücke von diesen galanten Dreistigkeiten zu der Säulenschönheit Carducci'scher Oden, deren Bettina Jacobsen eine Anzahl deutscher Ausgaben vorlegt? (Insel-Verlag) Oder zu den prachtvoll ziselierten, funkelnden Versen der Oscar Wilde'schen „Sphinx“, deren betäubende orgiastische Sinnlichkeit mit der lüsterlichen Spielerei der ehrsamten Barockherren nichts Gemeinsames hat, und die Gisela Ebel soeben mit einer Auswahl Gedichte Wildes herausgibt (Insel-Verlag). Übrigens: „Wilde“? Wie Pilze wachsen die Wilde-Ausgaben bei uns aus der Erde. Wem gilt, ehrlich! die Bewunderung, die unsere literarischen Snobs dem unglücklichen Märtyrer einer verrauten Justiz bezeugen? dem blendenden Stillkünstler und Moralisten? Oder reizt sie der Psychopath? Kommen in der Wilde-Mode nicht vielleicht Instinkte hier und da zum Vorschein, wie sie neulich in Karlsruhe gelegentlich der Aburteilung des Gau hervorbrachten? Reizt nicht manchen nur die „interessante Bestie“? Man kennt dieses von Bewunderung und Gruseln gemischte verwerfliche Neu-

giergefühl. So gewiß Wildes Verurteilung ein Verbrechen, ein unauslöschlicher Blutsleck im Buche menschlicher „Gerechtigkeitspflege“ ist, so gewiß ist es aber auch zu verurteilen, wenn der Dichter jetzt ein Objekt gemeiner Sensationslüsternheit wird. Die Übertragung der Gisela Ekel ist besser als die Otto Hauser'sche, doch bleibt sie hinter der Felix Dürmann'schen Umdichtung der „Sphinx“ erheblich zurück. (Wiener Verlag, Wien.) — Zwei andere Dichter, die sich mit Wilde in den Ruhm teilen dürfen, als Objekte der „Segualforschung“ mißbraucht zu werden, hat Graf Wolf Kalkreuth, der Sohn des Malers, überetzt: Baudelaire und Verlaine. (Insel) Es sind ganz annehmbare Übertragungen. Aber Stefan Georges Baudelaire und Dehmels Verlaine werfen ihre mächtigen Schatten über sie. Wolf Kalkreuth war erst 18jährig, als er diese Übersetzungen abschloß. Nun ist er schon tot. Er erschloß sich im vorigen Jahre als Einjährig-Freiwilliger in Stuttgart. Ein Nervenleiden soll ihn in den Tod getrieben haben. Wer will die Tragödie einer allzu zart besaiteten Seele enträtseln und profanieren?

Paul Vois-Röln.



Münchener Cheater.

Von Rudolf von Delius-München.

Bernard Shaw, Heuchler. (Uraufführung in Deutschland am Münchener Schauspielhaus.) „Die Menschen unserer Gesellschaft sind Heuchler!“ Solch tiefe Weisheit würde ein Satiriker alten Schlages mit zornig blühenden Wangen herausstoßen; mit edler Überzeugung würde er die Masken herunterreißen und den verlogenen Bösen leuchtend ein Ideal der aufrichtigen Guten entgegenhalten. Doch seit den Tagen Molières hat sich in der Europäerseele mancherlei geändert.

Ein Mißtrauen gegen die festen Werte griff um sich: Kant sprengte den ganzen felsenfesten Bau einer gesicherten objektiven Welt in die Luft und Nietzsche wühlte sich von dort in die Seele hinein. Selbstverständlich mußte das der Komödie reiche neue Inhalte geben. Das ironische Drama entstand. Die Guten und Bösen sind nicht mehr zwei reinlich geschiedene Parteien; denn gut und böse sind ja nur subjektiv grobe Unterscheidungsauffchriften für die praktische Moral. Die Natur ist feiner. Das Geflecht der Seele ist sehr entwickelt, sie vibriert und schillert und niemals kann man sie auf ein schönes großes Grundwort festlegen. So schreibt Shaw seine modernen „Heuchler“. Da ist ein kalter Geschäftsmensch — Sartorius heißt das Scheusal — er hat eine Menge elender schmutziger Mietwohnungen und preßt den armen Mietern das Blut aus. Von diesem Sündengelde lebt er, zusammen mit seiner Tochter. Die Tochter verlobt sich mit Dr. Trench. Doch dieser — ein äußerst lieber, anständiger, gefühlvoller Herr — erfährt von der Herkunft des Schwiegervatervermögens. Entsetzt fährt er auf, den Verbrechermammon kann er nicht annehmen, dann will er noch lieber mit seinem eigenen Vermögen, das ihm sieben Prozent Zinsen trägt, auszukommen suchen. So stehen sich wie im alten Märchen die Böse und der Gute gegenüber. Doch nun schlägt Alles um. Plötzlich ist Sartorius doch eigentlich ein ganz tüchtiger anständiger, ja moralischer Mensch; er ist nur zu etwas energischer Geschäftlichkeit gezwungen, weil Herr Trench, der Faullenzler, ja sieben Prozent aus seinem Kapital bezieht, das in eben jenen Mietshäusern als Hypothek steht. So ist also der moralische Trench das eigentlich soziale Scheusal. So geht es nun aber in dem Stücke immer fort. Auf diesem Hin- und Herfluten zwischen Gut und Böse beruht die Eigenart der Shawschen Psychologie und eine Fülle witziger Situationen sind gegeben. Alle Figuren des Stückes verwandeln sich zeitweise in ihr Gegenteil. Ein entlassener Zinseintreiber zum Beispiel, der die trostlose Geschichte von den hungernden Kindern erzählt, ist im nächsten Akt selber Mietspekulant und Ausfauger geworden u. s. w. So ist denn das Drama stets amüsant und man atmet eine feine kluge Luft. Doch nichts paßt eigentlich innerlich. Das Geistige findet sich überall, aber es erbaut nicht die Grundarchitektur, kurz gesagt, die ironische Weltanschauung Shaws